Schreien, um gehört zu werden

Autor(en): **Jürgensen, Nadine**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **96 (2016)**

Heft 1042

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-736413

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

FREIE SICHT

Hello Mr. President!

Was für ein Albtraum! Mütter sorgen sich um ihre Töchter, Hispanics um ihren Aufenthaltsstatus, Schwarze um ihre Aufstiegschancen. Was soll nur werden unter einem Trump? Mehr Kohle- und Atomstrom, mehr Isolationismus, mehr Protektionismus, mehr Rassismus, mehr «Law and Order». Ein Albtraum, ja. Aber wäre eine Präsidentin Clinton das kleinere Übel gewesen? Korruption und Vetterliwirtschaft, schamlose Interessenpolitik, mehr Steuern und Schulden, sogar mehr Krieg – halb Amerika stockte bei diesem Gedanken der Atem. Was also tun, wenn nur Pest und Cholera zur Auswahl stehen? Da tönt ein verschämtes Hüsteln aus einer Ecke, die im gesamten Wahlkampf keine, wirklich keine Rolle spielte – der liberalen. «Wie wäre es», fragt der Liberale, «mit weniger Politik?» Liegt nicht der Kern des eskalierenden Streits, die Dramatik der ideologischen Schlammschlacht in den USA wie auch in vielen europäischen Ländern in der Tatsache, dass der Staat immer mehr und mehr Lebensbereiche zu seiner Angelegenheit macht? Wenn mein Burger und meine Cola, meine Steuern und mein Gehalt, meine Bildung, meine Gesundheitsversorgung, meine Strassen und Autos, meine Filme und Musik, meine Wohnung, Energie- und Wasserversorgung, mein Joint und meine Abtreibung, meine Ehe und mein Glaube, die Auswahl meiner Mitarbeiter und die Zulassung meiner Arbeitgeber, mein Heimatort und die Rohstoffe meiner Unterwäsche durch Vater Staat vorbestimmt, gefördert oder verboten werden, dann ist es von essenzieller Bedeutung, dass dieser nach genau meinen Vorstellungen geführt wird. Alles andere würde schliesslich mein Leben verpfuschen. Die «falsche» Politik ist dann keine Frage höflicher Konversation und intellektueller Neugierde mehr, sondern ein bitterer, brutaler Kampf.
Könnten wir nicht viel friedlicher und zivilisierter miteinander umgehen, wenn nicht jede Entscheidung eine politische wäre, sondern häufiger eine private? Ob nun ein rinker oder lechter Dummkopf im Weissen Haus sitzt, wäre dann weniger wichtig.

Christian P. Hoffmann
ist Professor für Kommunikationsmanagement an der Universität Leipzig und Forschungsleiter am Liberalen Institut in Zürich.

RES PUBLICA

Schreien, um gehört zu werden

Anschauungsunterricht, dass viele Männer auch im Jahr 2016 Sexismus noch für salonfähig halten, gab es in den letzten Wochen zuhauf. Unter den Twitter-Schlagwörtern *#notokay* bzw. hierzulande unter *#Schweizeraufschrei* erzählten Frauen von ihren Erfahrungen männlicher Übergriffe. Ich habe mich daran bisher nicht beteiligt, auch wenn mir bewusst geworden ist, dass ich auch schon Erfahrungen gemacht habe, die mir unangenehm waren: Die Bemerkung meines Chefs, man spüre meine Präsenz am Duft meines Parfums im Gang, war seltsam. Aber harmlos im Vergleich zu dem Typen, der mir in der Diskothek zwischen die Beine griff – und: auch Schlimmeres habe ich erlebt. Als Jus-Studentin merkte ich in der Strafrechtsvorlesung rasch, dass die Strafe für sexuelle Übergriffe gering und die Beweisführung für solche Delikte aussichtslos ist – und verbannte diese Erinnerungen aus meinem Gedächtnis.
Solche Episoden erzählt man sonst eigentlich nur leise, oder gar nicht. Wahrscheinlich hat mich das Schlagwort *Aufschrei* deshalb zuerst abgeschreckt. Das Thema wurde zwar medial breit diskutiert, es blieb aber Frauensache – auch auf den meisten Redaktionen. Viele Männer bleiben der Diskussion mit der Aussage fern, man wisse ja kaum noch, wie man eine Frau ansprechen dürfe, und erklären sich für überfordert. Oder noch schlimmer: sie sind überzeugt, Frauen seien aufgrund ihres Verhaltens selbst schuld.
Jetzt, da die Aufschrei-Debatte verebbt ist: hat sie etwas bewirkt? Ich bin mir nicht sicher. Schreien hilft vielleicht, um gehört zu werden – nicht aber, um auch verstanden zu sein. Diejenigen Männer, die am meisten zu lernen hätten, haben den Aufschrei wahrscheinlich sowieso kaum mitbekommen.
Eine kollektive weibliche Empörung hilft womöglich, einander den Rücken zu stärken. Doch was auch ich bisher versäumt habe, ist vielleicht, dem betreffenden Mann klar und deutlich zu sagen: «Das geht jetzt zu weit.» Erlebnisse öffentlich zu schildern, selbst wenn sie anonym sind, braucht Mut. Männer aber direkt auf ihr Verhalten anzusprechen – noch viel mehr.

Nadine Jürgensen
ist Juristin, freie Journalistin und Moderatorin. In ihrer Kolumne «Res publica» beschäftigt sie sich jeweils mit den Debatten des letzten Monats. Sie lebt bei Zürich.